

vom 24. Januar 2008

Eine Stadt in zwei Ländern

Das deutsche Guben und das polnische Gubin trennt seit Jahresbeginn nur noch die Neiße - die Geschichte einer vorsichtigen Annäherung
Martin Klesmann

GUBEN/GUBIN.

Grenzen sind heutzutage nicht mehr das, was sie einst waren. Auch nicht im polnischen Gubin. Mit rot-weißen Fahnen fahren junge Polen von dort zu den Heimspielen von Energie Cottbus. Rot-weiß, das sind die Farben des Fußballvereins, aber auch die Nationalfahnen Polens.

Jakub Bartczak, 28, hat in Gubin einen Fanclub für Energie Cottbus gegründet. "Die Verantwortlichen dort haben sich zunächst etwas gewundert", sagt Jakub Bartczak. Aber jetzt finden sie es gut. So können die jungen Polen aus Gubin Bundesligafußball sehen, und sie zeigen, dass sie sich als Teil der Lausitz verstehen.

Vor einem Monat sind die Grenzkontrollen weggefallen. Seitdem trennt auf den ersten Blick nur noch die Neiße das deutsche Guben vom polnischen Gubin. Doch die unsichtbaren Gräben zwischen Deutschen und Polen sind tief. Die einst florierende Textil-Stadt war nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges geteilt worden: Polen siedelten am rechten Neiße-Ufer im historischen Zentrum der Stadt. Das linke Ufer blieb deutsch. Heute leben in Guben 20 000 Menschen und in Gubin fast genau so viele. Man kann die Doppelstadt als kleines Laboratorium der deutsch-polnischen Beziehungen bezeichnen. Zaghafte öffnen sich beide Städte füreinander.

Das zeigt sich, wenn man den Bürgermeister von Gubin in seinem grün gestrichenen Büro im alten Rathausgebäude besucht: "Ich finde, wir sollten Gubin und Guben als eine Stadt darstellen", sagt Bartłomiej Bartczak in nahezu perfektem Deutsch. Er ist der Bruder von Jakub, dem Fanclub-Gründer.



Bartłomiej Bartczak, ein 30-jähriger Mann im schwarzen Anzug, hat drüben in Guben die Europaschule besucht, später an der Viadrina-Universität in Frankfurt (Oder) Jura studiert. Wie sein Bruder auch. Vor eineinhalb Jahren gewann Bartłomiej Bartczak mit einer Wählerinitiative von gleichaltrigen

Freunden überraschend die lokalen Wahlen. Seitdem herrschen im polnischen Gubin die jungen Männer um die Dreißig. Bartłomiej Bartczak setzt nun große Hoffnungen auf das neue Europa. "Unsere Sonderwirtschaftszone ist jetzt ohne Staus mit dem Lastwagen zu erreichen", sagt Bartczak und breitet eine Karte auf seinem Schreibtisch aus.

"Wir könnten auf unserer Seite bestimmte Artikel zu günstigen Stückkosten herstellen, die dann drüben in Deutschland weiterverarbeitet werden." Er denkt dabei an Teile für die Autoproduktion oder an Lederwaren. Bartczak zieht eine Augenbraue hoch. "Wenn die Leute bei uns 1 000 Euro verdienen, arbeiten sie richtig hart und verrichten auch Arbeiten, die ein Deutscher kaum machen würde." Zusammen könnten sie es hier an der Neiße den westdeutschen Firmen zeigen.

Sein größter Ansiedlungserfolg bisher ist allerdings nur ein neues Gefängnis. Das will der polnische Staat in den kaiserlich-deutschen Kasernen am Stadtrand von Gubin einrichten. Dort war nach dem Zweiten Weltkrieg die polnische Armee untergebracht. Bartczaks Vater, ein Militärmusiker, ging dort ein und aus. Nun sollen hier mehr als 1 000 Straftäter Platz finden - und dadurch sollen auch gut hundert Gubiner ein regelmäßiges Auskommen finden - als Gefängniswärter.

Aha, ein Gefängnis für Kriminelle drüben in Gubin, heißt es nebenan in Guben. Kriminalität ist genau das, wovor sich die Deutschen am meisten fürchten. Rechtzeitig zum Wegfall der Grenzkontrollen haben der örtliche Volvo-Händler und die kommunale Busgesellschaft ihren Fuhrpark einzäunen lassen. Hausbesitzer ließen sich Alarmanlagen installieren. "Ich hatte vor dem Jahreswechsel auffällig viele Aufträge", sagte Lothar Alisch, der in Guben Sicherheitstechnik einbaut. "Meist in Eigenheimen und kleinen Firmen."

Auch vor Alischs grau verputztem Haus am Bahndamm tauchen jetzt häufiger Polen aus Gubin auf. Oft mit einem Karren. "Dann fragen sie mich, ob ich Blech oder Kupfer habe, das ich nicht mehr brauche", sagt Alisch. Andere gehen offenbar rabiater vor. So ist vor ein paar Nächten das Fallrohr der Gubener Klosterkirche abmontiert worden. Und in einem frisch sanierten Altbau haben Einbrecher gerade sämtliche Armaturen und Sanitäranlagen einer Erdgeschosswohnung ausgebaut. "Wenn die Bundespolizei nun in einer 30-Kilometer-Zone im Hinterland kontrolliert, nützt uns das hier gar nichts", sagt Alisch. Aber er hat auch Verständnis. "Nach einem Jahr Arbeitslosigkeit zahlt der polnische Staat seinen Bürgern kein Geld mehr", sagt er. Von irgendwas müsse man doch leben.

Für ihren Lebensunterhalt tun sie am anderen Neiße-Ufer in Gubin so manches. In kleinen Flachbauten haben sich etliche Firmen eingerichtet, die Zäune, Treppen oder Möbel herstellen. Die Ware wird bis nach Berlin geliefert. Aber auch die Gubener, die nach wie vor zum Tanken über die Grenze fahren, kaufen hier ein.

In Guben selbst gibt es nur noch eine einzige Tankstelle mit deutschem Pächter. Und die läuft nicht gut. Hier tanken die Menschen, die die Polen für Spritpanscher halten, obwohl die Qualität des dortigen Benzins einwandfrei ist. Als ein junger Mann seinen Wagen betankt, klingelt sein Handy: "Deutschland, Deutschland", ruft eine tiefe Stimme. Es ist der Klingelton.

Guben ist immer noch geprägt von den Hinterlassenschaften der einst florierenden Hut- und Textilindustrie. Die mächtigen backsteinernen Fabrikgebäude stehen heute leer und fallen wie dunkle Schatten auf die Stadt. Der Plastinator Gunther von Hagens wird als Vorzeige-Investor gefeiert, weil er seine Leichen nun in einer alten Hutfabrik bearbeitet.

Auch auf deutscher Seite gibt es immer wieder Versuche, das Trennende zu überwinden. Das Gubener Rathaus befindet sich ebenfalls in einer alten Hutfabrik. Im zweiten Stock des Gebäudes sitzen der Rentner Günter Quiel, der Ingenieur Manfred Seidel und Jakub Bartczak, der Cottbus-Fan, an einem Tisch. Vor ihnen liegen Bauskizzen.

Sie haben Großes vor. Sie wollen die Kirchenruine im Herzen Gubins wieder aufbauen. Entstehen soll dort ein Kulturzentrum für Polen und Deutsche, ein Ort für Konzerte und Feiern. "Die Stadtkirche ist ein ganz wichtiges Symbol", sagt Quiel. "Sie soll zeigen, dass Deutsche und Polen hier etwas Gemeinsames schaffen können." Als Mitglieder einer polnisch-

deutschen Stiftung setzen sie sich dafür ein. Der Kirchturm ist bereits stabilisiert, eine Kupferhaube sitzt seit Herbst obendrauf. Bezahlt hat dies maßgeblich das Warschauer Kulturministerium. Deutsche Ein-Euro-Jobber räumten den Dreck der Jahrzehnte aus dem Bau, schnitten Bäume und Pflanzen vom Mauerwerk. "Nun ist es nicht mehr lebensgefährlich, die Kirche zu betreten", sagt Jakub Bartczak.

Wenn man von der Gubener Einkaufsmeile namens Frankfurter Straße weiter über die Neiße-Brücke geht, dann ist diese mächtige Ruine der erste Eindruck von Gubin. Es sieht aus, als sei die Zeit stehen geblieben. Die über 700 Jahre alte Stadtkirche war mitsamt der Altstadt im Krieg zerstört worden. Die Polen bauten nur das historische Rathaus wieder auf, die Stadtkirche aber blieb Ruine - und die Steine der zerstörten Häuser wurden zum Wiederaufbau von Warschau gebraucht. Der windige Platz trägt den Namen "Westerplatte", nach jener Halbinsel vor Danzig, wo Hitler-Deutschland den Überfall auf Polen begonnen hatte. Jahrzehntlang fürchteten die Polen, dass Gubin wieder deutsch werden könnte. Erst die junge Generation hat ein Heimatgefühl entwickelt.

Noch in diesem Jahr sollen der deutsche Außenminister Steinmeier und sein polnischer Amtskollege Sikorski nach Gubin kommen - als Schirmherren des Wiederaufbaus der Kirche. Jakub Bartczak und Günter Quiel haben ihren Ministern so viele Briefe geschickt, bis sie ihre Bereitschaft erklärten.

Die drei Männer, die bei Kaffee am Tisch sitzen, haben drei verschiedene Meinungen, wie die Kirche aufgebaut werden soll: Quiel, der für die SPD im Stadtparlament sitzt, will es möglichst historisch, Seidel will die Kirche als Mahnmal stehen lassen - und der junge Bartczak will Solarmodule als Dach. "Der Wiederaufbau soll doch in die Zukunft weisen", sagt er. Eigentlich wollen sie sogar das gesamte alte Stadtzentrum wieder erstehen lassen - dafür gibt es bereits einen detaillierten Plan mit viergeschossiger Bebauung. "Eine gemeinsame Einkaufsstraße in zwei Ländern ist unser Ziel", sagt Quiel.

Die Sache mit der gemeinsamen Einkaufsstraße in zwei Ländern hat allerdings einen Haken. Die Stadt Gubin hat bereits vor Jahren die Grundstücke rund um die Kirchenruine an die Firma Terra Trading aus Poznan verkauft. Seitdem hat sich nichts getan. Man vermutet einen Fall von Bodenspekulation.

So ist das in Guben und Gubin. Bei den zaghaften Versuchen, einander näher zu kommen, gibt es immer wieder Rückschläge. So war es auch mit der zum Jahreswechsel eröffneten hölzernen Fußgängerbrücke, die von deutscher Seite auf die polnische Neiße-Insel mitten im Stadtgebiet führt. Früher stand hier das prachtvolle Theater von Guben. Jetzt laufen Jogger durch die verwilderte Parklandschaft. Vereinzelt liegen noch steinerne Fassadenteile des kriegszerstörten Theaterbaus im Gestrüpp.

Die Deutschen brachten das Geld für den Brückenbau auf. Doch dann zückte in der polnischen Kreisstadt Krosno ein penibler Beamter seinen Stift und kam zu dem Schluss, dass die moderne Holzbrücke vor allem Eines ist: Ein Schwarzbau. Polen habe die Baugenehmigung nicht mitunterzeichnet, außerdem stehe einer der Brückenpfeiler bereits im polnischen Hochwasserschutzgebiet. Der Beamte verhängte eine Strafe von 43 000 Euro. Bisher hat sich aber auf deutscher Seite noch niemand gefunden, der die Rechnung übernimmt.

Es gibt viele solche Unwägbarkeiten im Verhältnis von Deutschen und Polen an der Neiße. "Dabei sind wir doch aufeinander angewiesen", sagt Günter Quiel.

Guben schrumpft und altert, Gubin ist auch keine Boomtown. Da müsse man doch das wenige, was man hat, zusammen nutzen. Bisher gibt es immerhin ein gemeinsames Klärwerk. Quiel will, dass beide Städte auch noch ein gemeinsames Schwimmbad betreiben. Gerade baut jede Stadt ihr eigenes Hallenbad aus. "So kommen wir aus den Schulden nicht mehr raus", sagt Günter Quiel: "Eigentlich sind wir doch eine Stadt in zwei Ländern, vielleicht haben wir irgendwann einen gemeinsamen Bürgermeister." Jakub Bartczak, der polnische Cottbus-Fan, nickt. Einen gemeinsamen Fußball-Verein haben sie schon.

Berliner Zeitung, 24.01.2008